

Oktoberfest 1937

MÜNCHEN 1937 NR. 39

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



„Wohl zu speisen!“

OTTO OBERMEIER



AUS UNSEREM SKIZZENBUCH

Zu wenig sympathisch

Seit Jahren kennt ein bekannter Dorfpfarrer die Jenzi als eine zuverlässige, treue Seele. Nur hat sie seit langem eine Eigenart. Sie bekommt nämlich seit drei Jahren ein uneheliches Kind, das sie bei ihm taufen läßt. Und wenn sie auch sonst nicht in die Kirche geht, darauf hält sie



Nun war es einmal wieder so weit, und die Jenzi meldete ihren vierten Bub an. Der Pfarrer wußte, daß er nicht viel Erfolg haben würde, wenn er ihr ins Gewissen redete. Er fragt sie daher ganz einfach: „Nun Jenzi, von wem ist er denn?“ — „Wieder von dem selbigen, Herr Pfarrer.“ — „So, so. Ja Jenzi, wenn Sie ihm jetzt schon so lange treu sind und jetzt den vierten Bub von ihm haben, warum heiraten Sie ihn dann nicht?“ — „Ja wißens, Herr Pfarrer, ich hab's mir schon überlegt, aber zum Heiraten ist er mir wieder zu wenig sympathisch.“

Entartete Kunst

Wir gingen mit einem Auslandsdeutschen aus China, der seit Jahrzehnten zum ersten Male wieder in München weilte, durch die Ausstellung „Entartete Kunst“. Überduldend betrachtete er die Gebilde ex-frankter Phantasie und erzählte: Als ich zuletzt hier war, wurden diese Werke noch als große Kunst angepriesen. Im Jahre 1912 stand ich in einer Ausstellung vor einer sogenannten Plastik, die ähnlich aus sah wie diese hier vor uns. Mit Mühe beobachtete ich meine Fassung, ohne herauszulachen. Ein kleines Männchen mit langen Haaren stürzte auf mich zu und rief: „Wollen Sie das Werk nicht kaufen? Was wollen Sie geben?“ Ich befah mir diese unsaubere, aber nichtsdestoweniger geschäftsrichtige Erscheinung. „Wenn ich Staatsanwalt wäre, nicht unter 5 Jahren Justizhaus“, bemerkte ich. Die Antwort hätte mich fast in eine Nierensteingalerie verwickelt.

Angebot

Auf Kunstversteigerungen geht es gewöhnlich hoch her. Besonders, wenn es sich um eine Massenversteigerung handelt, wo gleich Hunderte von Bildern und mehr oder weniger echten Kunstgegenständen auf den Markt geworfen werden. Bei einer solchen Versteigerung, bei der es tumultuär zuging, entstand hinten im Saale eine Unruhe. Bald unterbrach der Auktionator die Steigerung und verkündete:

„Ein Herr hat eine Brieftasche mit dreihundert Mark Inhalt verloren. Er bietet dem ehrlichen Finder dreißig Mark!“
„Ich biete fünfzig“, rief aus der Menge eine Stimme.

Das Injerat

Einer unserer Leserinnen verdankt wir folgendes reizende Erlebnis: Meine Tochter, die behauptet, daß ich als Mutter ihr bester Freund sei, wünscht sich zu ihrem siebzehnten Geburtstag ein Paddelboot.



Ich spreche mit meinem Mann und der Wunsch wird erfüllt. Als das Mädel das Boot sieht, wundert sie sich über die zwei Säge und fragt, was sie nun mit dem weiten Sitz anfangen soll. Ich sage im Scherz, da müßte sie wohl eine Anzeige in der Zeitung aufgeben und einen Partner suchen. Nach einigen Tagen kommt sie hoch erfreut an und sagt: „Dreißig haben sich beworben, und unter ihnen auch Vati.“

Die Macht der Reklame

Geschwellt mit Kraft, kehrten wir von einem sonnigen Segelnachmittag in Starnberg zurück. Der See war so blau gewesen, die Luft so rein. Eine wirkliche Erholung. Kurz vor sieben trafen wir in München ein, als uns zum Bewußtsein kam, wir brauchen Zahnpasta! Es war fühlbar geworden; wir waren leicht bekleidet und

zum Überfluß ging auch noch ein sanfter Regen nieder. Da der Drogist schon geschlossen hatte, stürmten wir in die nächste Apotheke und verlangten Zahnpasta. Während der Apotheker unter seinen Tuben fränte, lag auf dem Ladentisch eine Broschüre: „Bin ich ganz gesund?“ In unsere schon fröstelnde, leicht durchnässte Seele schlich sich der Gedanke ein: Bin ich wirklich ganz gesund? Der Apotheker gab das Zeit gerne her, und auf der Heimfahrt in der Straßenbahn fielen aus der Werbebeschriftung Worte wie: der Autofahrer, der Büromensch, der faulpelz ins Auge, deren Lebensweise und vergiftetes System dort beschrieben wurde. Das alles paßte genau auf uns. Man wurde aufgefordert, in sich zu gehen und einen gewissen Tee zu trinken. Da kam die Endstation. Als wir ausstiegen, fühlten wir uns, die wir eben noch gesund und frisch waren, ernstlich krank.

Der Tröster

Ein junger Geschaftsreisender, der Südweine verkauft, erinnerte sich einer guten alten Tante, die ihr Leben in einem Altjüngfermüß zu beschließen gedachte. Sein Genies sagte ihm, daß hier ein glänzendes Absatzgebiet sein müsse, denn alleinstehende alte Damen sind gewiß für „geistigen“ Trost empfänglich. Außerdem war er einmal in England gewesen und wußte, daß die älteren Ladies sich dort mit Leidenschaft Schnapsopralinen zu Gemüte führen, um auf trockenem Wege zu einer fruchtfröhlichen Stimmung zu kommen. Eines Sonntags also besuchte unser Reisender die alte Tante in der stillen Gossing, bei ihren Genossinnen größere Aufträge landen zu können. Als er in dem behaglichen kleinen Raume eintrat, lag dort auf einem



Nischenbecher eine halbangebrannte Zigarette. „Aber Tante“, fragte er, „daß du Herrenbesuch gebahr?“ — „Nein“, sagte sie geheimnisvoll. — „Die liegt immer da. Das riecht nämlich so schön nach Mann.“

Die Jugend

Zeichnungen von ROS

Luftschiffahrt auf dem Oktoberfest 1820

(Nach alten Quellen im historischen
Stadtmuseum, München)

Das Oktoberfest im Jahre 1820 zeichnete sich durch eine besondere Anziehung aus: den Aufstieg der Luftschifferin Wilhelmine Reichard, die von ihrem Ballon aus Königspaar und Volk mit Tausenden von Guldigungsgedichten überschüttete. Woraus zu ersehen ist, daß Propaganda aus der Luft schon vor 117 Jahren in Gebrauch war. Die Ballonfahrt bestand damals ebenso lange wie heute die Fliegerei. Im Jahre 1783 stiegen zum ersten Male der Heißluftballon von Montgolfier, der Wasserstoffballon von Charles auf, und seitdem waren Luftfahrten keineswegs selten. Die Temperatur, der Druck und die Strömungen der Luft wurden erforscht; Passagierfahrten unternommen. Während der Kontinentalisperre hatte Napoleon sogar den Plan, die große Armee in Luftballone zu verfrachten und nach England einzufallen.

Für München aber war der Aufstieg im Jahre 1820 ein einzigartiges Erlebnis. Gottfried Reichard aus Braunschweig hatte vom König Max Joseph die Erlaubnis erhalten, eine Luftfahrt auf dem Oktoberfest in München zu veranstalten. Zugleich versicherte der Monarch das Unternehmen seiner Allerhöchsten Zufriedenheit. Reichard hatte den Stadtvätern erklärt, daß er seine Luftfahrt während des Festes ohne weitere Zahlung von den Zuschauern vornehmen wollte, wenn es möglich sei, dreitausend Gulden durch freiwillige Beiträge aufzubringen. Sollten sich Überschüsse ergeben oder das Unternehmen misslingen, so sollte der verbleibende Betrag den Münchener Armen zugute kommen. Zehntausendsechshundertfünfzig Gulden gingen ein, und damit glaubte Reichard das Unternehmen beginnen zu können. Der Ballon war schon zwei Wochen vorher im Kathausaale zur Schau gestellt worden.

Wer jedoch aufstieg, war nicht Reichard selber, sondern seine Gattin Wilhelmine, geb. Schmidt. Gemeinderat sind hatte auf eigene Kosten ein bayerisches Nationalkostüm für die kühne Luftschifferin angeschafft, außerdem in Gemeinschaft mit anderen Bürgern eine Fahne, „womit dieselbe beim Aufstiege die Allerhöchsten Herrschaften und das versammelte Volk aus der höheren Luft begrüßen sollte“. Die Fahne trug auf der einen Seite das Münchener Stadtwappen, auf der anderen Seite die Inschrift: „Die Bürger von München an die geprüfte und muthvolle Luftschifferin Wilhelmine Reichard bey der Luftfahrt am Oktoberfeste 1820 auf der Theresienwiese.“ Der Aufstieg er-



Luftfahrt der Mm. Reichard auf der Theresienwiese am Oktoberfest München 1820

folgte nachmittags um 3 Uhr 44. Schnell erreichte die Luftschifferin eine Höhe von fast 1000 Metern. Weil es damals aber noch keine Meter gab, sagen wir richtiger 3000 fuß. Mit sich führte die Heldin des Tages Tausende von Flugblättern. Die Gedichte darauf lauteten:

Gehab von hohen Regionen,
Wo über mir die Sterne thronen,
Begrüße ich dich, freundlich's Land,
Geleitet von der Liebe Hand
Von keines Königs weiser Hand —
Wenn stürmisch auch die Lüfte wehen
Die Stürme kommen und vergehen,
Was Liebe bindet, bleibt bestehen,
Wird niemals, niemals untergehen!
Auf der Rückseite wandte sich die hoch in den Lüften Schwebende an das bayerische Volk:

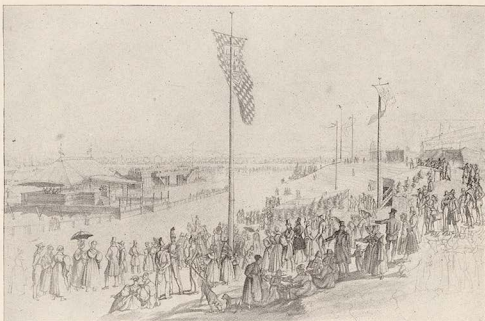
Und sin' ich aus den Lüften wieder
Auf Baierns Mutter-Erde nieder,
So sind ich Menschen treu und bieder,
Im Gandeln kräftig und voll Mark
Wie ihre Frauentürme stark:
— Denn jedem guten braven Baiern
Ist Vaterland und König theuer.
Erwärmt von diesem Lebensfeuer
Läßt er nicht aus das sich're Steuer
Und das was seine Junge spricht
Das muß so sein und anders nicht.

Drum soll belohnend Luch, die Sonne
freundlich scheinen,
Und brüderlich noch oft auf diesem
Platz vereinen.
Bringt, gute Baiern, recht viele Jahre
noch

Dem bestem König Max ein herzlich
Lebehoch!

Gerade über der Volksmenge ließ die Luftschifferin die weiße Wolke ihrer Gedichte niederschweben. Durch kein Motorengeräusch betäubt, hörte sie den Jubel und die Godheufe der Menge hinaufdringen. Leichtert stieg der Ballon über die Wolken und man verwunderte sich, mit welcher fertigkeit Wilhelmine Reichard ihren Aérostaten dirigierte. Um halb fünf Uhr sank der Ballon, der über München entschwebt war, langsam im Schatten einer Wolke herab und landete auf einer lichten Waldstelle nicht weit von Oberseubling. Ein Kaufmann, der eben von einer Reise zurückkehrte, nahm die Luftschifferin mit ihrem Ballon in seinen Wagen auf und so traf sie bereits um 8 Uhr abends wieder in München ein, umbraust vom Jubel der Bevölkerung, umrauscht von den Wellen des reichlich angebotenen Bieres.

E. K.



Wiesenaufbau

Gg. Kraus 1852

Das hohe C

Von einem früheren Oktoberfeste erinnern wir uns einer vollbusigen schwedischen Nachtigall, die mit Gold in der Stimme — im Gesamtgewicht von rund hundert Kilo — den kunsthinnigen Anwesenden Arien (sprich Schlager) entgegenknetterte. Vor dem Vorhange radebrach sie deutlich, hinter ihm entführten ihr gelegentlich bayerische Kraftausdrücke. Gab es einen schöneren Beweis für ihre Internationalität? Eine lustige Gesellschaft, welche bereits sämtliche Vierhallen des Festes aufgerollt hatte, wollte der Nachtigall, wie es einer wahren Diva geziemt, eine Zuldigung darbringen. Der Mäcen und Anführer kaufte deshalb am benachbarten Blumenstande sämtliche erreichbaren Buquets auf, die zu einem großen Strauß zusammengebunden wurden. Da die Stengel ein wenig kurz waren, nahm man als Stiel und unerschütterliche Achse einen dicken Kucheraal. Die Sängerin ließ auf das berühmte hohe C warten. Aber sie erntete reichlich Beifall, der sich zum Orkan steigerte, als ihr der Blumenstrauß überreicht wurde. Sie nahm das Buquet und steckte es geradewegs mitten an ihren Busen, um dann eine Dankeshymne anzustimmen. Dazu kam es aber nicht. Ein mark-

erschütternder Schrei ertönte. Sie riß den Strauß heraus, dessen Stiel sich kalt und glitschig an ihre warme Brust gelegt hatte, schleuderte das Buquet auf den Boden und trampelte darauf herum. Der schrille

Schrei lag allen noch in den Ohren, als der Gönner bemerkte: Seht ihr, da habt ihr das hohe C. Die Kraftausdrücke von der Bühne, die nun folgten, hatten durchaus nichts Schwedisches mehr an sich.



Preisverteilung am Oktoberfest zu München
(Aquarelliert und lithographiert nach einer Zeichnung von Albrecht Adam)

Auf dem ersten Oktoberfest 1810

3u den Hauptveranstaltungen des Oktoberfestes gehörte von Anfang an das Pferderennen. Schon hundert Jahre vorher waren solche Rennen beliebt, und es war üblich, dem Kennemeister das Gelübde abzunehmen, „keine Zauberei“ zu treiben. Zum ersten Oktoberfest im Jahre 1810 wurde das Rennen in Gegenwart des Königspaares abgehalten. Die Kennvorschriften befaßten sich, dem aufgeklärten Zeitalter entsprechend, nicht mehr mit Zauberei; daß aber auch der Sport von damals in eine Keilerei auszuarten drohte, wenn man ihn nicht durch Vorschriften bändigte, zeigt der nachstehende Anzug aus den Kennvorschriften zum ersten Oktoberfest am 17. Oktober 1810.

Darin heißt es:

IV. Es erfordert der Wohlstand und die Ordnung, daß die Kennbuben nicht aufeinander, oder auf andere Pferde bauen, eines anderen Fühel ergreifen, einander vom Pferde zu heben trachten, ineinander hineinreiten oder wohl gar Anderer Pferde aufflachen.

V. Die Kennbuben werden daher scharf beobachtet werden, und die Kennemeister, welche solche oder andere Mißbräuche sich erlauben, werden ohne Widerrede des Preises, den sie sonst erlangt haben würden, von den Kennrichtern als verlustig erklärt werden.

VI. Das herumweisen darf nicht eher beginnen, als bis die Allerhöchsten Herrschaften im Pavillone sich niedergelassen haben werden.

Ein Skandal auf dem Oktoberfest

Im Jahre 1904 war auf der Oktoberwiese der Sungenkünstler Ricardo Sasso zu sehen, der in einen „Sungenraum“ eingemauert wurde. Jedes schottische Mädchen hätte sich um diesen sparsamen Eifer beworben; einige junge Burtschen aber, die zuviel getrunken und offenbar kein Verständnis für diese Kunst hatten, begannen zu randalieren und wollten, daß er herausgelassen würde. Sie verbreiteten eine erhebliche Unruhe und waren selbst nicht zu vertreiben, als um halb 10 Uhr berittene Schutzleute anrückten. Zur Erläuterung sei noch gesagt, daß diese Zeit für damalige Verhältnisse Mitternacht war, denn um halb acht Uhr wurde das Oktoberfest bereits geschlossen. Der Tumult wurde immer größer und bedrohlicher, als ein wackerer Kriminalschutz-



Pferderennen auf einem der ersten Oktoberfeste

(Nach der Natur gezeichnet von Albrecht Adam)

mann auf eine glänzende Idee verfiel. Er begab sich mit einer Anzahl von Leuten auf das Wiesenende an der Paulskirche und ließ von kräftigen Männerstimmen das Lied „Köslein auf der Heide“ anstimmen. Die kräftigen Schutzmannsbässe setzten sich durch und die Anziehungskraft

dieses ungewohnten Männergesanges überwog. Einer nach dem anderen bröckelte von den jugendlichen Aufrührern ab, und als der Teufelspruch: Ein Proßt der Gemütlichkeit! angestimmt wurde, schunkelten Schutzleute und Aufrührer in schönster Eintracht nach Hause.



Liselotte Altenburg

Die Begegnung

Eine Erzählung von Erwin Karl Hornauer

Die Musik spielt mit großer Begehung in einer festlich-geschmückten Halle. Rauch lagert über den Menschenmassen, die hinter den gefüllten Krügen sitzen, sinnieren, schwagen. Es sind endlos Viele. Und jedes Gesicht ist anders. Ein buntes Mäleri von Menschen ist hier für kurze Zeit zusammengewürfelt.

Ich bin zusammen mit einem Freund dort oft gewesen und habe über Dasein und Wirklichkeit hinweg manche Träume mit ihm ausgesponnen, so wie man das tut nach einem guten Trunk. Immer fährten wir freudig nach Hause zurück, wenn wir an einem Abend dort gewesen waren, nur einmal wurde jener Abend für mich voll Trübsal und auch die lustigen Worte meines Freundes konnten in mir nicht die freudige Stimmung erwecken, die ein kurzes unscheinbares Erlebnis im Nu verwißte und dafür eine Erinnerung in mir wach rief, die wehmütig und bitter meine Heiterkeit verschluckte. Und bäumte ich mich noch so sehr dagegen, hieb ich mich mit den Worten „Sinnlose Sehnsucht mag ich nicht“, ich konnte dem nicht widerstehen.

Es trug sich so zu. Wir traten in den rauchgeschwängerten Raum und sahen uns nach einem Platz um. Wir waren jung und wollten an dem Tische junge Menschen haben, Mädchen, mit denen wir uns lustig unterhalten konnten. Wir fanden keinen solchen Tisch. Inzwischen ver-

schwand mein Freund, um nach weiteren Plätzen zu sehen, die sehr gezählt zu sein schienen in der Menge der hier weilenden Menschen. Ich stand gedankenlos zwischen all den drängenden Leuten, die sich zwischen den enggerückten Tischen und Stühlen hin- und herbewegten. Und ich ging einige Schritte planlos, ohne innerlich dazu bewegt worden zu sein, der einen Tür des Saales zu. Ich blickte auf, vor mir stand ein Mädchen mit bekannten Zügen um den leichtgewölbten Mund und einem Haar-knoten, den ich kannte. Aber doch, es war nicht dieselbe, die mir die Erinnerung wiedergab. Nein, sie sah ihr nur sehr ähnlich.

Wir waren keine zwei Schritte voneinander entfernt und lachten uns leise an. So wie man es tut, ganz unwillkürlich, wenn man angenehm überrascht ist. Und ich glaube mich entsinnen zu können, daß ich dann etwas zu ihr sagen wollte. Jemand etwas.

Ein alterer Herr klopfte dem Mädchen auf die Schultern, ich sah sein faltentreiches Gesicht, hörte seine Stimme sagen „Komm“, dann schwand die Gestalt neben mir weg in den Trubel der Masse hinein. Ich folgte ihr. Der alte Herr ging dem Mädchen voraus.

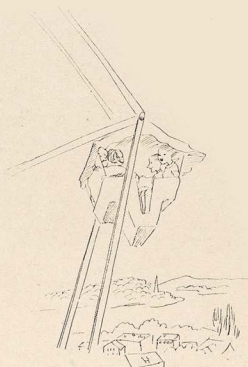
Ich dachte kurz an eine Erinnerung. Einige hundert Kilometer dem Norden entgegen habe ich vor Jahren dieses Mädchen — nein, die ihr so ähnlich sah —

gekannt, sogar sehr gut gekannt. Ich habe sie sehr gerne gehabt und dann... Dann habe ich sie verloren, weil ich selbst schuld daran war. Diese Erinnerung quälte mich nun.

An der Treppe blickte das Mädchen noch einmal kurz um, nickte leicht mit dem Kopf und schritt dann — ich wandte mich inzwischen wieder den vielen Menschen zu — hinab mit dem alltäglichen Begleiter. Dann warf ich mich in das Vergnügen. Ich trällerte nervös mit der Musik; mein Freund tat desgleichen und ich wollte nicht mehr an das Mädchen denken. Ich mußte an die Begegnung denken. Und alle jene Tage, die ich vor Jahren einmal erlebte hoch im Norden, rollten vor mir vorüber. Ich träumte vor mich hin, während die Anderen um mich vergnügt und lustig waren. So ging der Abend dahin.

Es war jener der unvermeidlichen Vorfälle, die schicksalhaft dem Menschen nahe-treten und ihm im lockenden Licht der Freude die Stunden qualvoller Erinnerungen bringen, deren Lösung vom eigenen Ich so wenig möglich ist wie ein Erfolg jener Begegnung, der mir versagt bleiben mußte.

So reißt sich Erleben an Erlebnis, Altes wird aus Neuem wiedergeboren und Erinnerung um Erinnerung naht. Vielleicht ist einmal eine Erinnerung mit Erfolg gekrönt. Dann werde ich wieder etwas darüber schreiben.



„Hoch“-Genuß

Liselotte Altenburg

L. Altenburg



„Ja mei — hat mi d'Wissen-Maß a schon dicker g'macht!“



„Ja, Herr Nachbar, wann er Eahna net guat genug is, kaufen S' Eahna a Joparis am Steckerl —!“

Gung

Der Irrtum

Von Erich Kernmayr

Die Dame am Nebentisch war wirklich entzückend. Und was noch entzückender war, sie sah über ihren Begleiter hinweg unverkennbar zu mir herüber. Nicht vielleicht mit einem einmaligen Blick, mit dem die Frauen gewöhnt sind, Männer abzumägen und deren ganze Werte im Flug zu taxieren — nein, sie beobachtete mich mit jener interessierten Teilnahme, die für die Feststellung von Sympathie oder Abneigung so entscheidend ist. Mit herzgewinnender Freundlichkeit und — ich muß es schon sagen — mit fast ein bißchen Selbstgefälligkeit, die Frauen an den Tag legen, die gewohnt sind, bewundert zu werden.

Es wäre glatt gelogen, wenn ich behaupten wollte, daß mir diese Blicke unsympathisch gewesen wären. Ich weiß nicht, ob ich es schon sagte, es war eine blendende Frau. Dunkelbraun — elegant — mit jenen müden Augen, die so viel gezügeltes Temperament und Charme verraten. Ich plauderte kein Geheimnis aus; ganz mein Typ! Ich tat also, was alle Männer in dieser Situation tun: ich begann meine Krawatte zu richten.

Auf ihren Lippen erschien ein leichtes, besauberndes Lächeln. Ohne Zweifel, das konnte nur mir gelten. Ich saß an der Wand und neben mir waren zufällig nur leere Stühle. Somit begann sich der Kontakt ganz von selbst herzustellen.

Anscheinend unterbielt sie sich sehr angeregt mit ihrem Begleiter, einem ganz smarten Jungen, der mir aber sofort gräßlich unsympathisch war. Aber von Zeit zu Zeit kam dieses gewinnende Lächeln, das mich maßlos eitel machte. Schließlich — man ist doch ein Kerl!

Tausend Pläne erwog ich. Wenn dieser widerliche Dögel (jetzt fand ich es schon lächerlich, wie ich diesen Lämmel nur einen Augenblick smart finden konnte!) nur einem Moment verschwinden würde. Aber er wich und wankte nicht. Oder, wenn gar sie nur etwas hinausgehen würde! Aber sie redete und redete und warf von Zeit zu Zeit ihre zündenden Blicke herüber.

Sie muß eine verrückt feine Sache sein, dachte ich träumend. So ein bißchen Gaskelnußweib, das verkommen im Herbstgefunkel am Waldehang die harte Zeit verschläft. Halb gärende Sinnlichkeit, halb beruhendes, berauschendes Märchen. Wieder zündete ihr Blick mein Herz.

Im selben Augenblick standen sie auf und gingen, der entsetzliche Mensch krampfhaft neben ihr. Ich saß so, daß sie an mir

vorüber mußten. Mit wiegendem Schritt kam sie heran. Mir stockte das Herz. Knapp vor meinem Tisch blieb sie stehen und lächelte. Ein gewinnendes, charmanter Lächeln. Aber sie sah mich so komisch an, so ein wenig über mich hinweg.

Ich grüßte diskret. Befremdet blickte sie mir voll ins Gesicht. Dabei sagte sie zu ihrem Begleiter: „Einen Moment!“

Er lämmelte: „Nun ist es aber schon genug! Das fällt einem auf die Nerven.“

Sie lachte. „Was verstehst du davon! Ein Glück für mich, daß der große Spiegel an der Wand da ist, wo ich doch mein Täschchen verloren habe. Zu dumm, daß mir das passieren muß!“ Dabei lachte sie noch einmal kokett über mich hinweg, dann rauschte sie hinaus.

Wie aus allen Wolken gefallen blieb ich zurück. Ich, und hinter mir — der große, leuchtende Wandspiegel ...



L. Altenburg

DIE SACHE MIT DEM PFERD

VON HEINZ VOLLMER

Eines Abends kam Kalph zu uns ins Atelier und sagte einfach und schlicht:

„Denkt Euch, ich habe auf der Tombola in der Landwirtschaftsausstellung ein Pferd gewonnen!“

„Ein Pferd?“

„Ein richtiges Pferd! Ich habe es vor der Haustür angebunden. Ihr könnt es Euch ansehen.“

Na, wir herunter aus dem Dachgeschoß unseres komfortablen Neubaus, die Mädels natürlich neugierig, wir Männer vornehm zurückhaltend, denn wir fühlten sozusagen, daß eine Pferdesache männlichen Charakters ist.

Richtig, auf dem Bürgersteig unserer Großstadtstraße stand das Pferd und Kalph hatte nicht gelogen: es war ein richtiges Pferd, mit beweglichen Ohren, echtem Koffhaarbusch und so. Es war

verwaschen grau, hatte eine klobige Figur und ab und zu machte es mit dem linken Hinterbein „tacl“ auf den Zementplatten des Bürgersteigs. Wir gingen alle dreimal drumherum und da Kalph es mit einem Strick am Türkopf befestigt hatte, mußten wir uns an dieser Stelle bücken, wobei uns das Pferd mit seinem gummiartigen Maul in den Nacken stuppste und dabei rätselhaft schnaubte.

„Es sieht aus, als ob es Olga hieße!“ stellte Elly nach einer Weile fest.

„Nein“, widersprach Fred, „es hat einen feurigen Blick, einen herrischen Gengstblick, sozusagen. Stuten haben einen melancholischen Gesichtsausdruck.“

Hier machte das Pferd wieder „tacl“ mit dem linken Hinterbein und wir drückten nacheinander Kalph herzlich die Hand, ihm Glück wünschend zu seinem herrlichen

Gewinn. Dann standen wir eine Weile herum, bis Ruth plötzlich fragte:

„Und was willst du jetzt mit dem Pferd machen, Kalph?“

„Sm!“ Wir Männer machten bedeutungsvoll „Sm!“, so, als sei die Verwendung eines Pferdes eine Art männliches Geheimnis. Dann sagte Kalph trocken überlegen:

„Ich werde den Gaul natürlich verkaufen!“

„Natürlich!“ pflichteten wir bei und machten Gesichter wie siebenmal gestiebte Koffhändler.

„Es muß selbstredend sofort geschehen!“ fuhr Kalph fort, so, als sei ein Pferd eine leicht verderbliche Ware. In Wirklichkeit zwickte uns der Gedanke: wohnen in einem modernen Großstadneubau mit einem Pferd? Womit, wie und wann füttert man es und wo? Nein, es war nicht einfach!

Wir legten unsere Gesichter in entschlossene Falten und begannen Ausschau nach Passanten zu halten, deren Äußeres sie als Leute mit Pferdeverstand und etwaigem Kaufinteresse auswies. Viele Leute blieben stehen, unser auser auf dem Bürgersteig stehender Gaul erregte die Jata morgana eines stattgehabten Verkehrsunglücks und so, aber schließlich gingen die Enttäuschten weiter.

Ein dicker Mann mit einem Jägerhut erschien. Sofort stürzte Kalph auf ihn zu und sprudelte:

„Entschuldigen Sie, würden Sie vielleicht ein Pferd kaufen?“

Der Dicke stupste, dann tippte er mit einem seiner roten Drübenwurfinger an die Stirn und ging wortlos weiter. Nicht viel besser verhielten sich zwei weitere Angeprochene, wobei der zweite sogar die unschöne Bemerkung fallen ließ:

„Sie wollen mir wohl verappeln, he?“

Die städtische Straßenbeleuchtung verfinsterte den Einbruch der Dunkelheit. Noch immer stand Kalph's Pferd vor der Haustür, machte ab und zu „tacl“ mit dem



L. Altenburg



Der alte Peter

W. Diernhöfer

linken Hinterbein und schnaubte nach Abendessen.

„Wir müssen es die Nacht über unterbringen!“ sagte Kalph verlegen, „wir können es unmöglich hier auf dem Bürgersteig stehen lassen. Von wegen Polizei und „tack-tack“ machen und so. Aber ich habe in dreißig Jahren fünf Kilometer im Umkreis noch keinen Pferdestall gesehen.“

Verretenes Schweigen. Dann stotterte sich Elly zurecht:

„Meint Ihr nicht — ich meine nur — ich habe im Zirkus mal einen Elefanten als Seiltänzer gesehen — am Ende kann das Pferd zur Not einige Treppen steigen — wir könnten ihm im Atelier ja eine Zeitung unterlegen.“

Wie Männer dachten angestrengt nach und Fred murmelte etwas von „ganz anderen Dingen, die Pferde schon gemacht hätten, als ein paar lumpige Treppen steigen“. Leider erläuterte er diese „anderen Dinge“ nicht weiter, so daß wir uns dadurch nicht ermutigen konnten. Schließlich sagte Kalph entschieden:

„Ins Atelier können wir es nicht heraufbringen — schon allein wegen der Kehrtwendungen auf den Treppenaufgängen. Vergesst nicht, daß ein Pferd kein Regenwurm ist, der sich krümmen und winden kann.“

Nein, wir waren allmählich überzeugt, daß das Pferd kein Regenwurm war. Kalph fuhr mit Grabesstimme fort:

„Es gibt nur eins: unser Kohlenkeller! Es führt hier gleich hinter der Glastür ein bequeme Treppe hinab und es sollte ein Leichtes sein, für eine Nacht den Gaul dort hinunterzuführen.“

Wir stimmten begeistert zu. Dann verteilten wir die Rollen: Fred sollte im Keller wechern, um bei dem Pferd den Eindruck zu erwecken, daß ein Gefährtes es erwarte, Ruth bekam einen Ballen Segras aus unserer Matratze in die Hand, um damit den Gaul zu locken, wir anderen zogen zu dritt am Strid.

Es war nicht schwer das Pferd in den Gausflur zu bekommen, aber vor der dunklen Kellertreppe hatte es Hemmungen. Fred war ein schlechter Wieherer, es klang eher wie „Kiekerik!“, das Segras schien der Pferdenase Abscheu einzuflößen und es gelang uns nur durch List, es zum Betreten der ersten Kellertstufe zu bewegen. Aber dann war es aus: keine Macht des Weltalls vermochte den Gaul zu bewegen, sich überhaupt noch zu bewegen. Nicht vorwärts, nicht rückwärts. Er machte einige Male „tack“ und den Steinfließen des Gausflurs, schnaubte großartig und stand, gleichzeitig Kellertreppe, Flur und Glastür verperrend.

So, mach einer was!

Wir flüsten abscheuliche Flüche aus, verprüßelten plump-vertraulich uns mit dem Pferd zu einigen, wir schoben und zogen, aber eher hätten wir ein Keiterdenkmal bewegen können als Kalph's Pferd. Mittlerweile waren sämtliche verfügbaren Gausbewohner und Nachbarn zusammen-



Nochmals: Der Alte Peter

Theo Hochreiter

geköhrt, wobei es zwei Räumigungen und fünf Beleidigungsklagen absieht. Aber das Pferd stand, verhinterete die Glastür, den Flur und verpererte den Keller. Es war grauenhaft.

Die Feuerwehr erschien. Nach vielen vergeblichen Versuchen kam ein Feuerwehrmann auf die Idee, mit dem Staubwedel das Pferd unter dem Bauch zu figneln, worauf der Gaul mit dem rechten Hinterbein „tick“ machte und der Staubwedel erschocken seine Schulter rieb.

In dieser Not erschien ein unscheinbarer Mann in der Kleidung eines Zoowärters, wandte sich an Kalph und sagte:

„Mein Herr, die Sache mit Ihrem Tombolagewinn hat sich als Jertum herausgestellt. In Wirklichkeit haben Sie nur einen Esel gewonnen, der ab morgen zu Ihrer Verfügung steht. Ich habe Auftrag, das Pferd wieder abzuholen.“

„Bitte!“ sagte Kalph und in seiner Stimme lag Hohn.

„Ich habe vorgeforgt!“ sagte der unscheinbare Mann schlicht, machte dem Pferd etwas ins Ohr und augenblicklich schaltete

dieses den Rückwärtsgang ein. Auf der Straße verneigte es sich gravitatisch, machte noch einmal mit dem linken Hinterbein „tack“ und entfernte sich im Trab mit dem hübschereiten Mann.

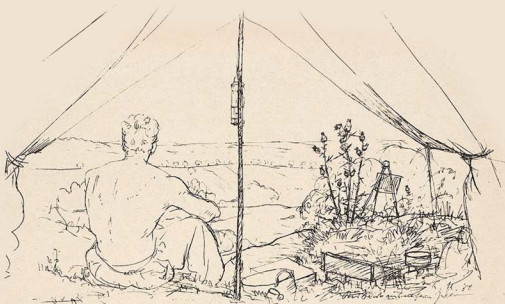
Wir standen eine Weile starr und stumm, dann fragte Ruth:

„Was mag er dem Pferd nur ins Ohr geflüstert haben?“

„Merkwürdig!“ sagte Kalph, „er sagte nur: Parken im Gausflur verboten!“



L. Altenburg



(Zeichnungen von Oswald Malura)

Malura und Dieterich auf Reisen

Von unserem Zeltlager am Fuße des Vogelsberg

Von W. Dieterich

Wir sind dunkelbraun und hocken in der Sonne, und liegen im Gras und schauen hinaus in das weit geschwungene Hügelland bis zu dem fernen blauen Höhenzug des Taunus. Schon ist eine ganze Woche dahingegangen, seitdem wir an einem Spätnachmittag unser Zelt beim Vogelsberg bezogen haben. Wir wollten zwei bis drei Tage noch im oberhessischen Land bleiben, jetzt sind wir immer noch hier.

Ein Tag ist wie der andere, die Sonne brennt, der frühe Herbst schläft, mag er am dunklen Waldbrand im Laub stecken, um seine lodernden Träume zieht befeuchtend der flimmernde Duft des warm und ruhig verweilenden Nachsommers. Die Grillen jipen im Heu.

Unser Zelt steht auf einer Berghalde über einem Dorf. Wir haben es mitten hineingebaut zwischen wildes Gestein und Dornengebüsch und zwischen zwei Hagbuttensträucher. Die roten Früchte hängen leuchtend im gelben Blattwerk. Wenige Schritte vor dem Zelteingang fällt das Gelände steil ab. Darüber hinaus ragt schwarzbeerig und seltsam licht ein Holunderstrauch, nach der Seite verzweigt und über ein dichtes Ginstergebüsch hingewölbt. Durch diese Lücke schaut man wie durch ein Fenster ins Tal und auf die gegenüber ansteigenden Höhen. Der Abhang wird gegen das Dorf zu allmählich flacher, sanfter Wiesenbänge, auf denen große und kleine Obstbäume stehen, da und dort, wie von spielender Kinderhand

hingestellt. Dahinter wachsen friedlich die Häuser aus dem Grünen.

Näher und ferner hört man Stimmen vom Feld, Peitschenknallen, das Geräusch einer Mähmaschine, das Knarren eines Leiterwagens, Frauen kommen die Straße vom Dorf her, den Rechen in der Hand. Es ist ein gutes Grummelwetter. Daß wir es raschelt es im Gebüsch, das ist dann eine der schillernd grünen Eidechsen, oder ein Eichhörnchen, das über den Weg huscht. Sonst ist es ziemlich still hier oben. Wir sehen und staunen und werden nicht müde. Mittag ist, Abend wird, die Sonne verschwimmt rot im Dunst der Dämmerung, die Nacht kommt, weit und warm mit funkelnd klarem Sternenhimmel über dem schwarzen Wald. Und wieder ist ein neuer Tag. Unendlich reich an Farben und Bewegungen ist die Gegend, von einer herben Anmut, vielfältig gegliedert und doch einfach geschlossen in der natürlichen Einheit des großen Landschaftsbildes. Das Unerklärliche einer wesentlich erfüllten Form erscheint hier, leicht, freigebunden und notwendig, anhehend und schwingend in einer heiteren Gelassenheit.

Und wenn es sonst nichts zu erleben gebe, das zu sehen und immer wieder zu sehen, ist schon fast mehr als genug. Das eindeutig Große und Bleibende darf hier einmal gegenwärtig anschaulich und ewigkeitskräftig vor Augen stehen. Das unverrückbare Gleichmaß und die unbefümmerte Stille der Dinge, daran wollen wir lernen und teilhaben. Denn das tut uns not. Das ist Maß und Gesetz.





Fliegen

Von W. Dieterich

Gestern Nacht war es, die erste Zeltnacht am Orte, mein Kamerad mußte bald eintreffen, bereits hatte es unten im Dorf elf Uhr geschlagen. Ich kroch in unser Zelt, ich hätte ja fast aufrecht hineinschlüpfen können, es ist ziemlich hoch und hat einen stabfreien Eingang, worauf mein Kamerad, dem das Zelt gebort besonders stolz ist. Aber ich habe nun einmal die unkehrbare Einbildung, daß man in ein Zelt kriechen muß. Ich kroch also unter Dach und leuchtete mit einem matt flackernden Kerzenstumpfen umher und tastete zwischen den Decken herum nach einer neuen Kerze, die nach den Angaben des weggefahrenen Freundes irgendwo liegen sollte.

Natürlich konnte ich nichts dergleichen finden. Immerhin geriet mir eine Taschenlampe in die Hände, die noch einen verhältnismäßig ordentlichen Lichtschein abgab. Als ich sie nach der Decke richtete, schau' mal einer an, dachte ich mir, da saßen dichtgedrängt und wimmelnd unzählige Fliegen an der Zeltwand. Ich legte mich auf den Boden und starrte nach oben, schließlich war es mir klar, daß die Nachtstube durchaus nicht gesichert wäre, wenn man den Dingen den Lauf ließe.

Ich beschloß die Austreibung. Nichts leichter als das. Nachdem ich zwei Minuten lang auf dem Rücken liegend, schweigend und planlos mit einer Decke gegen den Eingang zu um mich geschlagen hatte, schien mir die Luft sauber zu sein. Ich setzte mich draußen auf einen Erdbügel und betrachtete den Sternenhimmel. Dann ließ ich mich noch einmal rasch zurück und schlug sorgfältig das Zelttuch über dem Eingang zusammen, daß nirgends mehr eine Lücke frei war. Das wäre geschäftig. Stolz erzählte ich dem heimkehrenden Freund von meinen Taten, die Befreiung unseres Lagers von einer heimtückischen Fliegenansammlung.

Gemütlich suchten wir die traute Behandlung auf. Plötzlich über unsere Köpfe hinweg ein Schwärmen und Brausen, der ganze Schwarm hatte sich unter dem Vor-

dach in Hinterhalt gelegt. Wir nahmen die Decken zur Hand und suchten mit vereinten Kräften das zudringliche Pack hinaus zum Tempel, die Diebster sollen gefälltigt im Vordach übernachten. Dann schloß ich die Öffnungen und fangen nun jede der verbliebenen Fliegen einzeln ab und würgen sie ohne Gnade. Es wurde eine Leidenschaft daraus, wir wetteiferten in der Erfindung besonderer Fangmethoden und zählten die erlegten Opfer.

Später liegen wir atmend in den Schlafsäcken. Aber der ersuchte Schlaf sollte uns noch lange nicht vergönnt sein. Schließlich erleben wir doch eine gewisse Wirkung unserer Maßnahmen, und ein friedlicher Schlummer hält uns umfängen.

Gegen fünf Uhr in der Frühe werden wir aufgeschreckt. Die Fliegen lassen uns keine Ruhe mehr, wir müssen schon das Feld räumen. Es war nichts zu machen, wir kamen auf die tollsten Ideen noch, der Erfolg blieb ungenügend. Wir begannen uns daran zu gewöhnen, wir taten so, als ob wir nichts spürten, und beobachteten uns gegenseitig. Anfangs fluchten

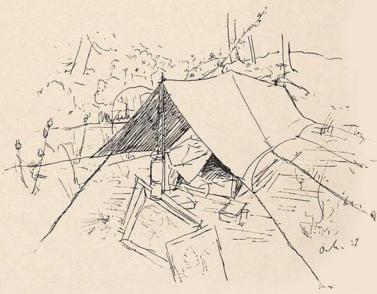
wir noch unserer Ärger hin und wieder in groben Lauten von der Seele. Bald hörte das auch auf. Heute haben wir ein dickes Fell, man kann uns nichts mehr anhaben. Wir lassen uns nicht mehr aus der Ruhe bringen. Und außerdem kommen nun merkwürdigerweise überhaupt viel weniger Fliegen in unsere Umgebung.

In den Herbst

Von W. Dieterich

Inzwischen ist es wieder Herbst geworden. Die Luft ist kühl und der Himmel verhängt. In jedem Brief, den wir erhalten, schreiben die sorglichen Freunde aus der Stadt, es müsse jetzt zu kalt zum Zelt sein, wir möchten uns in acht nehmen. Wir haben uns aber gut eingerichtet mit allerlei Wollzeug, der wehende Wind und der fallende Regen sind eine gute Musik beim Einschlafen.

Nur in der Frühe hat sich einiges geändert. Sonst warfen wir noch Kleidungsstücke ab beim Aufstehen und ließen den ganzen Tag in der Badehose herum, jetzt müssen wir gleich Hosen und Rock überziehen, wie zu Hause. Doch das Kasieren, das fällt weg. Wir wollen uns Härte wachsen lassen, auch wenn verschiedene Leute, darunter natürlich einige Frauen, behaupten, das mache uns alt und sei nicht schon zum Anschauen. Wir fühlen uns umso jünger, und wenn die Tage kühl und grau sind, wir freuen uns darum nicht weniger unserer fahrenden Freiheit, und loben die Welt und das Leben. Wir sehen die Schwalben fliegen, ohne Weid, und folgen ihren Flügen und dem Zuge der Vögel über Täler und Hügel, und hoffen auf einen langen, sonnigen Herbst.



Das Medium

Von Josef Hübner, Nürnberg

Der Mausehlfritz und der Kребstoni saßen beim Lindenwirt hinter ihren Krügen und langweilten sich.

„Das geht denn doch schon über die Gutshur, Toni. Der Froschpeter, der Gauner, bestellt uns zum Tarocken her und kommt nicht.“

Der Kребstoni gähnte. Der Mausehlfritz gähnte mit.

„Könnten wir zwei nicht irgendein Spiel machen, Toni?“

Der Kребstoni zuckte die Achseln.

„Bist du in deinem Leben schon einmal hypnotisiert worden, Toni?“ Der Kребstoni schüttelte im Gähnenschlaf den zerknitterten Kopf.

„Hypnotisiert...? Nein, Fritz.“

„Se, Toni! Soll ich dich hypnotisieren?“

Da wachte der Kребstoni auf und meckerte: „Gähähäh! Du und mich hypnotisieren...? Wein, mein Lieber, das bringtst du in Ewigkeit nicht fertig.“

„Willst es auf einen Versuch ankommen lassen?“

Der Kребstoni war damit einverstanden.

Der Mausehlfritz hüpfte in die Küche hinaus und holte zwei Suppenteller. Den einen behielt er und den andern gab er seinem Freunde. Vorsichtshalber überzeugte sich der Kребstoni, ob auch im Teller des Mausehlfritz etwas Wasser wäre. Jawohl!

Der Mausehlfritz rückte zwei Stühle zurecht. Der Kребstoni tat, um sich gewissermaßen zu stärken, nochmals einen tiefen Zug aus seinem Krüge. „Und was habe ich alles zu tun, Fritz?“

„Nicht viel. Mir starr in die Augen



L. Altenburg

schauen und dabei mit dem Zeigefinger meine Bewegungen nachmachen.“

Sie rührten also im Wasser umeinander, beschrieben auf der Unterseite des Tellers Kreise und bestrichen sich die Stirne und die Backennochen. Nun tupften sie wieder in das Wasser, fuhren unten am Teller hin und her und bearbeiteten Kinn und Ohren und zuletzt die Nasenspitze.

Der Kребstoni war ganz bei der Sache. Er machte ein wildes Gesicht und sah wie der Teufel aus, was wörtlich zu nehmen ist. Kein Wunder, wenn der Mausehlfritz aus der Rolle fiel und zu lachen anfing. „Du bist weiß Gott, nicht zu hypnotisieren, Toni!“ Damit riß er ihm den Teller aus der Hand und wuschte in die Küche hinaus.

Der Kребstoni wartete und wartete. Der Mausehlfritz aber kam nicht mehr. Nun hielt der Kребstoni nach ihm Umschau.

„Jesse, Maria und Josef!“ schrie die Lindenwirtin und wich entsetzt zurück. Der Kребstoni sah sie verständnislos an. Die Wirtin brachte einen Spiegel. Da ging dem Kребstoni ein Seifensieder auf: Der

Mausehlfritz hatte vor dem Experiment die Unterseite des Tellers vollständig mit Ruß beschmiert. Er wußte nicht, ob er mit der Lindenwirtin lachen oder fluchen sollte. Er lachte aber lieber mit, wusch sich und ließ sich eine frische Maß einschänken.

Endlich erschien der Froschpeter. „Ganz allein, Toni! Was ist mit dem Mausehlfritz?“

Der Kребstoni schwieg.

„So ein Schlingohr! Kommt einfach nicht! Kannst du sechshundsechzig auf tausend, Toni?“

„Wir können uns auch so unterhalten, Peter.“

„Ist mir auch recht, Toni.“

„Bist du in deinem Leben schon einmal hypnotisiert worden?“

Der Froschpeter machte ein Auge schmal. Er kannte sich aus beim Strumpf. Doch stellte er sich dumm. „Willst einen saftigen Wig erzählen, Toni?“

„Dapperlapapp! Ich kann nämlich hypnotisieren.“

„Du?“

„Willst dich von meiner Kunst überzeugen, Toni?“

„Meinetwegen, vergeht wenigstens die Zeit.“

Der Kребstoni holte die Teller und erklärte dem Froschpeter die Sache.

„Bist du soweit, Peter, daß wir beginnen können?“

„Noch nicht ganz, Toni. Ich muß erst noch eine Priße nehmen.“ Er reichte dem Freunde den Teller hinüber. „Sei so gut und halte ihn solange.“

Als er gedumpegt hatte, packte er seinen Stuhl und stellte ihn hinter dem Rücken des Kребstoni nieder. „Ich will lieber hier sitzen, Toni.“

„Das ist mir Wurs!, Peter“, lachte der Kребstoni und drehte sich auf seinem Stuhl herum, so daß er wie ein Reitersmann auf ihm saß. Jawohl, er fiel auf den Trick, durch die Kehrtwendung linke Hand und rechte Hand und damit die Teller zu vertauschen, herein und gab dem Froschpeter den falschen.

Sie glogten einander an und bemalten sich. Der Froschpeter grinste.

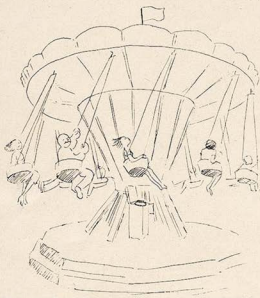
„Erst bleiben, Peter, und mit dem Zeigefinger die Haut tüchtig massieren!“ Birnbaum und Hollarlaude! Der Froschpeter blieb weif.

„Bist ein schlechtes Medium, Peter. Schau her: Besser ausdrücken!“

Der Froschpeter konnte das Lachen nicht mehr verbeißen. Er sprang auf und verschwand.

Da wußte der Kребstoni neuerdings Bescheid. Diesmal lachte er nicht, sondern fluchte wie ein Landsknecht und warf seinen Teller mit der schwarzen Unterseite an die Wand.

Nun saß der Kребstoni mutterseelenallein beim Lindenwirt. Er trank sich einen Säufer an, wie er schon lange keinen mehr sitzen gehabt hatte.



Wiesen-Freuden

L. Altenburg

Die Springwurzeln

(Eine unbekannte Münchhausen.)

Mitgeteilt von E. S i p o r s k i. — Bodenwerder.

„In einem der heiteren Abende bei dem beliebten Freiherren von Münchhausen erzählte ein Oberst, daß er einmal einen Schuß mitten durch den Kopf bekommen und trotzdem hernach noch die ganze Schlacht mitgemacht habe. Auch sei sein Kopf wieder völlig geheilt, ohne daß er einen Arzt habe zu bemühen brauchen. Eine gewiß wunderbare Sache!

„Nicht weiter wunderbar“, meinte der anwesende Bruder des Obersten, „denn wer kein Gehirn hat, dem schaden auch Kopfwunden nicht, sagt ein altes Sprichwort!“ Der Oberst fuhr hoch und bat Münchhausen, als den Hauswirt, ihn gegen solche Anrempelungen in Schutz nehmen zu wollen. Der Baron aber lachte nur mit den übrigen Gästen und wies darauf hin, daß in ihrem Kollegium ein stillschweigendes Übereinkommen bestünde, daß einer dem anderen nichts übelnehmen dürfe, und sei es auch noch so grob. Darauf wurde der Vorschlag, der von dem Oberst selbst natürlich auch gar nicht ernst genommen worden war, friedlich beigelegt, und Münchhausen begann seinerseits:

„Übrigens muß ich den Herrn Oberst in Schutz nehmen, denn im Morgenlande, wo er das eben Erzählte erlebt hat, geschehen Dinge, von denen wir keine Ahnung haben. Deshalb sind wir leicht geneigt, solche Erzählungen als Lügen, mindestens aber als starke Übertreibungen anzusehen. Ich könnte Ihnen noch einige wunderbare Erlebnisse erzählen, aber da hier heute Abend ein gewisses Mißtrauen solchen wahren Erzählungen gegenüber zu herrschen scheint, will ich doch lieber davon absehen, sie zu bringen.“ Doch die Gäste baten Münchhausen, erzählen zu wollen, und versicherten lachend, keine Zweifel zu hegen. Nun, Münchhausen ließ sich bewegen, tat schmunzelnd ein paar gewaltige Züge aus seiner Pfeife, und begann:

„Wie schon gesagt, möchte ich heute Abend eigentlich das folgende Erlebnis nicht mitteilen, denn es ist mir damals so wunderbar ergangen, daß die Erzählung hierüber fast lügenhaft erscheint. Aber, meine Herren, nach all den seltsamen Abenteuern, die ich bestanden habe, und von denen Sie wissen, daß sie keineswegs über-

trieben erzählt sind, werden Sie auch dieser Erzählung Glauben schenken:

Es war nach einer mörderischen Schlacht mit den Türken, aus der diese sich nur dadurch retteten, daß ihre Pferde rückwärts noch schneller laufen konnten als nach vorwärts. Wir waren über diese wunderbare, praktische Pferdedressur höchlich erstaunt — wir hatten ja etwas noch nie gesehen — und waren deshalb weniger achtsam als sonst. So riss mir ein Baumzweig meinen Helm vom Kopfe, ohne daß ich es merkte. In der Hitze der Verfolgung — die türkischen Pferde liefen immer noch ihren sabelhaften Galopp rückwärts — stieß ich auf einen Türken, der sein Pferd angehalten hatte und auf mich, der ich meinen Leuten, ohne daß ich es bemerkt hatte, weit vorausgeeilt war, ansehend wartete. Ich maß den Kerl von oben bis unten und überlegte, was ich mit ihm machen sollte. Das hätte ich nicht tun sollen, denn ehe ich mich dessen versah, hatte der Muselman zu spaltete mir den Kopf von oben bis zum Brustknochen und jagte davon. Ich erschrak nicht wenig, denn die eine Hälfte des Kopfes klappte auf die rechte und die andere Hälfte auf die linke Schulter. Nun war guter Rat teuer, aber ich besann mich, fasste mit beiden Händen die Kopfhälften, drückte sie zusammen, genau so wie sie vorher gewesen hatten, und band sie mit einem Tuch so fest zusammen, daß auch nicht mehr ein einziger Blutstropfen herausfließen konnte. Meine Herren! Ich sehe es Ihnen an, daß Sie nun doch leise Zwei-

fel an der Wahrheit meiner Erzählung tragen. Aber ich bin in der glücklichen Lage, auch diesmal Ihre Zweifel beseitigen zu können. Ich darf Sie nämlich auf einen Umstand aufmerksam machen, der Ihnen das scheinbar Unerklärliche erklärlich erscheinen lassen wird. Ich würde es sonst selbst nicht für möglich halten. Wie Sie wissen, sind die Damaszener Schwerter ein wunderbares Produkt höchster Schmiedekunst. Mein Türke hatte nun eine ganz besonders feine derartige Klinge, wie ich nachher feststellen konnte. Dünn wie Papier, hatte sie nur einen allerfeinsten und völlig glatten Schnitt hervorgerufen, so daß mein Kopf keine weiteren groben Verletzungen erlitten hatte.

Dies sei nur bemerkt, damit Sie sehen, daß ich auch diesmal schlicht und einfach bei der Wahrheit bleibe.

Als ich nun den kleinen Totverband angelegt hatte, nahm ich mein Schwert wieder zur Hand, gab dem Pferd die Sporen und jagte dem Feinde nach. Ich verfolgte ihn eine ganze Zeitlang, aber ich hätte ihn doch nicht mehr erreicht, denn er hatte schon einen zu großen Vorsprung. Er ließ sein Pferd, um es zu schonen und da er sich auch in Sicherheit vor mir glaubte, jetzt nicht mehr rückwärts laufen. Ich sah ihn in der Ferne noch durch einen kleinen Waldbestand reiten, dann war er meinen Blicken entschwunden. Da half mir wieder mal, wie schon so oft in meinem Leben, der glückliche Zufall. Mein Pferd trat nämlich auf eine Springwurzeln. In jener Gegend, meine Herren, haben diese Wurzeln eine dämonische, eine für uns unvorstellbare Kraft. Mein Pferd und ich wurden wie ein Ball durch die Luft geschleudert, weit über den Wald hinweg, was deswegen besonders glücklich war, weil wir sonst hätte die Wurzeln weniger Kraft gehabt, höchstens gegen den Wald geschleudert worden wären. Wir hätten nur einen erheblichen Verlust angerichtet, den Türken aber sicher nicht mehr eingeholt. Nun aber landeten wir dicht hin-



Tierbändiger

Weiden

Nun ist es schon Herbst, und Herr Nander hockt immer noch in München und ist nicht einen einzigen Tag verreist gewesen.

„Warum eigentlich nicht?“ fragt der junge Baron Kyrell, „hatten Sie keine Lust, wie?“

„Lust schon“, lächelt Nander, „aber — kein Geld.“

„Aber, aber!“ schüttelt der junge Baron den Kopf, „verstehst du nicht, Gärten doch wenigstens eine Gesellschaftsfahrt mitmachen sollen. Oder Sie fahren nach Wien, da gibt's doch alles umsonst.“

„Umsonst?“ fragt Nander, „in Wien?“ „Aber gewiss“, nickt Kyrell, „gar nichts brauchen Sie da. Nur die Fahrkarte, versteht sich, und ein bißel Geld für den Koffer und die Straßengeld. Alles andere ist für Ausländer frei. Das Frühstück kostet nichts, das Mittagessen kostet nichts, der Kaffee und das Abendessen

Er dachte gar nicht mehr an einen Ankauf! Im übrigen hätte er nur die schönen Pappelbäume gerne besessen. Der Brief erregt große Entrüstung, so große, daß, um D. zu ärgern, am nächsten Tage die schönen Pappelbäume — abgebaut werden.

Freudiges Ereignis

Das Gelingen des ersten Schmorbratens ohne anzubrennen zeigen in dankbarer Freude an

Eduard Saltemwurf
Frau Amanda, geb. Zinksalbe

Die überlegte Ehrenbeileidigung

„Der Ausbruch Schafkopfs ist doch gewiss in der Übereilung gefallen.“

„Nein, Herr Richter, der Beklagte sprach ihn mit voller Überzeugung aus. Er hat mich eine Weile prüfend angeschaut.“

Prima

Ein paar ältere Damen sitzen zusammen, trinken Kaffee, essen Kuchen, und wie das nun einmal ist, wenn ältere Damen Kaffee trinken und Kuchen essen: Sie unterhalten sich über die Jugend von heute, von allem, was es früher — Gott sei Dank — noch nicht gab, und von jenem, was nunmehr so ganz, ganz anders geworden ist.

„Und dann die Leistungen der Mädchen“, sagt Frau von Zees, „früher, wenn man ein Mädchen aufs Gymnasium schickte, war es meist weit besser als die Jungen. Heute aber fehlt wohl der richtige Ehrgeiz, und viele Mädchen auf den Obersekunden gehen schon vor der Primareife ab. Gaben Sie nicht auch?“ — Frau von Zees guckt Fräulein Lorch, die Studienrätin an — „dieselben Erfahrungen gemacht?“

„Eigentlich nicht“, lächelt die Studienrätin. „Was meine Erfahrungen angeht, so muß ich immer wieder feststellen:

Die Mädchen sitzen heutzutage noch nicht mal richtig in der Obersekunda, — und schon haben sie Prima-Reife!“



L. Altenburg

Der unmögliche Mensch

Er saß in der Elektrischen und nahm übel. Was nahm er übel? Das stellte sich alsbald heraus.

Ein Bekannter setzte sich neben ihn und sagte: „Guten Tag, wie geht's?“

„Wie soll's gehen? Schlecht geht's“, sagte er. „Stellen Sie sich vor, was mir gestern passiert ist!“

Da traf ich einen Bekannten auf der Straße und sagte zu ihm: „Schön, daß ich Sie treffe. Kommen Sie, geben Sie ein bißchen mit mir, begleiten Sie mich ein Stückchen.“ — Das Gesicht von dem Mann hatten Sie sehen sollen: „Was bilden Sie sich ein“, sagte er. „Versuchen Sie über meine Zeit oder ich?“ — Und weg war er.“

Er tat einen melancholischen Blick nach den seidenbeschrumpften Beinen einer gegenüberstehenden Dame und fuhr fort:

„Kaum eine halbe Stunde später treffe ich einen anderen Bekannten. Ich fasse ihn an einem Knopf und sage zu ihm: „Ei, der Tausend, was haben Sie da für einen schönen Mantel an? Wo haben Sie denn den her, lieber Freund?“ — Da wendet sich der liebe Freund entrüstet ab und schneuzt mich an: „Was geht Sie das an? Gaben Sie ihn bezahlet oder ich?“

Seine Blicke verirren sich wieder melancholisch zu den Seidenbeinchen hinüber. Dann seufzt er und fährt wieder fort:

„Und vor einer Stunde treffe ich einen alten Bekannten, von dem ich weiß, daß es ihm seit 40 Jahren unausgesetzt schlecht geht. Er kommt auf mich zu, schüttelt mir die Hand und fragt: „Na, wie geht's, lieber Freund?“ — Ich denk an die beiden gestrigen Fälle und da rufst mir raus: „Danke, auch schlecht.“

„Und jetzt...“ Wieder suchen seine Blicke an den darten Beinchen herum.

„Und jetzt?“ fragt der andere.

„Jetzt muß ich zum Ohrenspezialisten, weil ich auf der betreffenden Seite noch immer nichts höre.“

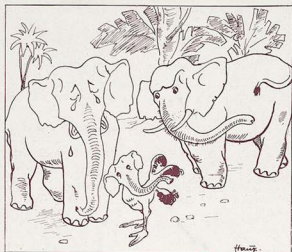
Kostet nichts, das Hotel, das Theater, das Kino kostet nichts, — nur“ Der junge Baron guckt Herrn Nander an.

Herr Nander guckt den jungen Baron an. „Sehr interessant“, flüstert er dann, „waren Sie selbst längere Zeit dort?“

„Ich nicht“, schüttelt der Baron den Kopf, „aber meine Braut.“

Mein Freund D. ist eine poetische Natur und liebt leidenschaftlich Blumen. Um so mehr ärgert er sich über eine dicke Keibe hoher Pyramidenpappeln, die vom unbebauten Nachbargrundstück her seinen Lieblingen Licht, Luft und Nahrung nehmen. Er schreibt also an den Eigentümer, ob er ihm nicht das Grundstück verkaufen wolle. Umgehend kommt Antwort: Ja, wohl, sehr gern, unter Benennung eines unerhöht hohen Preises. D. ärgert sich und läßt den Brief unbeantwortet liegen. Nach 14 Tagen läuft eine Erinnerung ein. D. schreibt einen groben Brief: Es sei beleidigend, ihn für so dämlich zu halten, daß man so unverschämte Preise von ihm fordern könne.

DIE LUSTIGE JUGEND



... Und du willst mir immer noch erzählen, daß du mir treu warst?"

Zu teuer

"Liebster, du willst schon gehen? Bleibe doch noch ein Weilchen!"

"Nein, Teuerste, ich kann unmöglich. Ich würde mein halbes Leben dafür geben, noch etwas bleiben zu können, aber es geht wirklich nicht."

"Warum denn nicht?"

"Wir haben heute Vereinsigung und wer zu spät kommt, muß so Pfennig Strafe zahlen."

Der Wipz Vogel

"Stell dir vor, gestern ist ein Fensterputzer beim Putzen im 8. Stock heruntergefallen, aber außer ein paar Hautabschürfungen ist ihm nichts passiert."

"Hor mal, das kannst du aber jemand anderem erzählen."

"Warum willst du es denn nicht glauben? Er ist doch ins Zimmer gefallen."



L. Altenburg

Der kranke Vater

Lehrer: "Dein Vater hat dir hoffentlich zu Hause auch noch eine gehörige Tracht Prügel für deine Unart gestern in der Schule verabreicht?"

Schüler: "Nein, er sagte, das täte ihm weher als er mir tun würde."

Lehrer: "Ach was! Dein Vater ist viel zu wehrberzig."

Schüler: "Oh, durchaus nicht! Aber er hat in beiden Armen Rheumatismus!"

Etwas anderes

"Ich langweile mich!"

"Rede doch nicht immer daselbe Zeug. Nimm dir an mir ein Beispiel. Ich langweile mich auch nicht."

"Du bist ja auch mit mir beisammen, ich aber mit dir."

Man kennt sich aus

"Der Mayer sitzt schon wieder im Gefängnis."

"Woher weißt du das?"

"Ich war heute bei seiner Frau und als ich sie fragte, wenn er zurückkomme, schaut sie auf den Kalender und sagt: Es dauert nicht mehr lange."

Die Definition

"Vater, was ist denn eine Fabel?"

"Das ist eine Geschichte, in der sich beispielsweise ein Ochse und ein Kalb so wie wir beide unterhalten."

Mildernde Umstände

"Nimm mir's nicht übel, Edi, aber deine Braut ist wirklich häßlich!"

"Sicher, aber dafür hat sie hunderttausend mildernde Umstände!"

Ein jugendlicher Kritiker

"Denken Sie nur: als ich gestern nach Hause kam, fand ich meinen dreijährigen Sohn damit beschäftigt, meine Gedichte zu zerreißen!"

"Donnerwetter, kann denn der Bengel schon lesen?"

Mißverstanden

Franz: "Mein Vater ist Schuster. Was macht deiner?"

Karl: "Was Mutter sagt."

Die kurze Hose

"Die Hose ist dir zu kurz. Hast du denn schon mal versucht, die Hosenträger etwas länger zu machen?"

"Habe ich, aber es ist so ein unangenehmes Gefühl, immer auf den Knöpfchen zu sitzen."

Der aufmerksame Kellner

Gast: "Sagen Sie, Kellner, Sie haben mich hoffentlich nicht vergessen?"

Kellner: "Nein, bestimmt nicht, Sie sind doch der Herr mit dem gestrichelten Kalbskopf."

Ein willkommener Gast

"Ich mache augenblicklich eine ganz radikale Kur. Ich esse fast nichts und trinke nur Wasser."

"Wollen Sie heute Abend nicht unser Gast sein?"

Dorellig

Arzt: "Warum sind Sie denn nicht früher zu mir gekommen?"

Patientin: "Ich habe erst die Frau Müller gefragt und —"

Arzt: "Na, die wird Ihnen einen schönen Unsinns geraten haben!"

Patientin: "— und sie schickte mich zu Ihnen, Herr Doktor."

Der Eiferfüchtige

"Sieh mal, Liebster, dieser wunderbare Pelz! Ich habe mich in ihn verliebt."

"Komm schnell weg, denn sonst packt mich die Eifersucht."



L. Altenburg

"Du wägst mir nochmal das Essen an-brennen läßt —"